

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schrift und Volk

Auerbach, Berthold

Leipzig, 1846

Der Patriarchalismus und der freie Staat

[urn:nbn:de:bsz:31-326781](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326781)

Der Patriarchalismus und der freie Staat.

Hebel war der Hausfreund des Volkes, er war eine friedliche, dem Patriarchalischen zugewendete Natur, nicht zum Kampfe geboren; er arbeitete für die Begründung des Menschenwohls auf dem Boden der Privattugend, der häuslichen Umfriedung, für die Kämpfe „draußen in der Welt“ war er nicht geartet.

Für das Kleinste im Privat- und häuslichen Leben hat Hebel ein sorgfältiges Auge, sein „Guter Rath“, der Manchem „geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen“ wird, erstreckt sich mit eindringlichen Worten selbst darauf, wie man die Strumpfbänder knüpfen soll. Die angeführte von Hebel selbst erkannte Besorgniß könnte aber nur durch einen Mißverstand in Erfüllung gehen.

Die Sorge für das Kleine, oft kleinlich scheinende, ist die zur echten Wirklichkeit gewordene Liebe; das Leben wie es ist setzt sich aus tausenden von kleinen Zuständen zusammen, die alle durch einen gemeinsamen Gedanken gehalten sind, der nichts zu geringe achtet, um sich daran zu bethätigen. Die Hochpunkte, in denen die lebendige Idee als solche heraustritt, sind selten. Kann man seine Mitmenschen nicht von den großen Fesseln und Banden befreien, so achtet es die wahre Liebe, die immer zugleich demüthig ist, nicht zu geringe, sie einstweilen zu lehren, einen Bündel naturgemäßer zu knüpfen.

Die Sorglichkeit für das Kleine, die sich in Hebel befundet, ist daher keineswegs geringfügig oder lächerlich.

Dabei müssen wir es aber als einen Mangel erkennen, daß er so selten auf umfassendere Beziehungen hinleitet; für das Bürger- und Gemeinleben zeigt und bewirkt er fast gar kein Interesse.

Wir dürfen Hebel hieraus keinen besondern Vorwurf machen.

Das seit dem dreißigjährigen Kriege stotende und unterbundene Nationalleben hat vielfach die traurige Verirrung zur Folge gehabt, daß man bei uns Deutschen aller nachrücklichen Bethätigung an den öffentlichen Zuständen sich entwöhnt hat. Noch heute wird es daher vielfach bedauert, wenn ein wissenschaftliches oder künstlerisches Talent nicht gleichgültig an den Gemeinzuständen vorübergeht, weil man — und oft mit Recht — fürchtet, es müsse sich an den Kleinlichkeiten zerreiben oder in Schwermuth und Bitterkeit sich selbst auflösen; so sehr fehlt es uns an jedem großen friedlichen Zuge des Gemeinlebens, in dem jede Kraft sich gehoben und geeinigt fühlte. In viele Kreise ist daher auch die Ansicht gedrungen, daß man um so vornehmer erscheint, je weniger man sich — so weit es nicht nothwendig das Amt verlangt — in die Staats- und öffentlichen Angelegenheiten mischt. Die Vornehmen, die nichts gelernt haben und alle Mühe scheuen, etwas zu lernen, und die Studirten, die viel gelernt haben und unverdrossen Alles lernen möchten, wetteifern darin, alle Bethätigung am öf-

sentlichen Leben abzulehnen. Und wer nun gar in den Kämpfen und Fragen des Tages öffentlich Wort ergreift oder Hand anlegt, über den rümpft man gar hochmüthig die Nase.

Das hat sich nun — Dank dem erwachten Volksbewußtsein — vielfach geändert. Die besten Namen der Wissenschaft und Kunst sind auch Herolde im Leben. Es ist kein Ehrentitel mehr, wenn man von einem sagt: „Er kümmert sich nichts um Politik“ und wird hoffentlich bald eine Schande werden. Die falsche Abstraktion von Idee und Wirklichkeit, von Denken und Thun, muß in allen Gebieten sinken.

Aus der in das Privatleben zurückgedrängten Thatkraft, deren Schattenseiten sich in obiger Bemerkung herausstellten, hat sich in den von Wissenschaft und Kunst entfernten Lebenskreisen, eine Blüthe gebildet, die wir wahren und hegen müssen: die Ausbildung des persönlichen und Familienlebens.

Die deutsche Volksschrift wird daher hiervon ausgehen und hierauf zurückkehren müssen.

Es ist unstreitig, daß alles öffentliche Leben,

alle Ausbildung der Gemeinverhältnisse bodenlos und in die Luft gestellt ist, wenn sie nicht die Privattugend, die Veredlung des Menschen zur Unterlage hat, wie dies, von andrer Seite gesehen, auch wiederum Endziel ist.

Erst dadurch wird die Freiheit ein wahres unentwendbares Besitztum, wenn sie ihre lebendige Wurzel in den Charakteren der Einzelnen, und nicht blos in gegebenen Institutionen hat. Ein Hinwirken auf diese allein, ohne tiefere allgemeine menschliche Ausbildung, wäre daher hohl und halb. Die politische Tugend ist die Frucht der Privattugend, der Zweck an sich, der aber wiederum neue Lebenskeime in sich hegt zu neuer Pflanzung.

Wie die freien Charaktere aber nothwendig freie Institutionen erzeugen, so auch umgekehrt. Das Bewußtsein der innern Würde, das Streben nach menschlicher Veredlung gewinnt eine frohe, frische Triebkraft, wenn Institutionen dastehen, in deren Gesetzen die Anerkennung der Menschenwürde Aller Gestalt und Leben gewonnen hat. Es ist wohl möglich, die innere

Ehre bis zu einem gewissen Grade auszubilden, ohne daß noch die äußeren Lebenseinrichtungen ihr entsprechen, dann aber entsteht Zwiespalt und Mißmuth in den Herzen. Innere und äußere Ehre müssen daher einander entgegenkommen. Da regen sich wohligh die Keime in der jungen Erde, wenn die warme Sonne drauſſen wartet und lockt; da ſchaut man mit Herzensluſt die friſchen Triebe, wenn man nicht zu hangen und zu zagen hat, daß ſie im ſchnell umſchlagenden Froſte erſtarren.

Die heutige thatſächliche Staatskunſt macht ſich weſentlich dadurch geltend, daß ſie alle und jegliche Conſequenz des geſchichtlich Gewordenen oder ſogar des von ihr ſelbſt Begründeten abzuwenden trachtet, ſei es, um den Schein zu retten, mit ſeinen Sophiſmen, oder einfacher und unumwundener mit Dekreten und Bajonetten. Man hat im Geſetze die Tortur abgeſchafft und will nicht zur Conſequenz der Geſchworenengerichte vorchreiten, oder vielmehr darauf zurückgehen, was doch ſchon Juſtus Möſer bis zur Unwiderleglichkeit als unbedingte Folgerung nachgewieſen

hat. Das heutige Männergeschlecht in Volke hat eine Schulbildung genossen, wie sie noch zu keiner Zeit da war; nun aber soll überall gestaut und gestopft werden, da diese Bildung ihre natürliche Frucht in der Betheiligung am Religions-, Staats- und Rechtsleben in Anspruch nehmen will. Die alte Ordnung der Dinge mit dem Prinzipie des Patriarchalismus stützte sich wesentlich auf die A u t o r i t ä t in staatlicher, kirchlicher und gesellschaftlicher Hinsicht; das Prinzip des neuen Welt- und Völkerlebens ist die freie Bildung, das Individuum muß in sich seinen Schwerpunkt finden, nicht blos durch Anlehnung an ein außer ihm gesetztes Feststehen, und so müssen sich die Selbständigkeiten zu einem lebendigen Ganzen zusammenfügen.

Nun aber will man die freie Bildung wieder in die alte Autorität zurückbannen, statt sie zu ihrem notwendigen Endziele zu führen, in der sie aus sich das Gesetz mit neuer Autorität erzeugt. Daher jene fieberhafte Aufregung, die man gerne eine Krisis nennt und durch allerlei Heiltränkein zu beschwichtigen trachtet.

Wie stellt sich nun inmitten aller dieser Zustände die Volkschrift? Eine Bibelstelle mag als Anhaltspunkt und Antwort dienen. „Mit der einen Hand thaten sie die Arbeit, mit der andern hielten sie die Waffen“ heißt es Nehemia 4, 17. Wie einst, nach diesem bildlichen Ausdruck, die alten Juden kämpften und bauten, wie heute die nach innerer und äußerer Emanzipation vorstrebenden Juden die innere Veredlung ihrer Glaubensgenossen und zugleich die gerechte äußere Stellung derselben zu erringen trachten — ähnlich stellt sich die Aufgabe des Volkschriftstellers. Wir müssen das Ueberlebte und Abgestandene in den Gemüthern zu entfernen und dafür das schlummernde Gute zu erwecken trachten; wir müssen dagegen andrerseits die äußeren Hindernisse wegzuräumen und dafür die entsprechenden Lebensformen an die Stelle zu setzen suchen. Der reiche Inhalt des Menschengewisses soll die Form der Gesetze erfüllen, mit ihnen eins werden; dies ist aber nur möglich, wenn die Gesetze sich organisch aus Geist und Leben herausbilden.

Wohl werden die Feinde der Volksfreiheit die gerügten und aufgedeckten Mängel des Volksgewistes als Zeugen der Unmündigkeit, als nothwendige Stützen ihrer Willkürherrschaft zu verwenden suchen; das darf aber nicht abhalten der Wahrheit die Ehre zu geben und die Wahrheit wird bekunden, daß die Mängel u. s. w. wesentlich Folgen der aufgenöthigten und widernatürlich festgehaltenen Lebens- und Staatsformen sind.

Es ist ein verkehrtes, verderbliches Verfahren, einseitig die Menschen bereden zu wollen, daß durch veränderte Staatsformen allein die Freiheit festbegründet würde, daß die Naturwidrigkeit jegiger Gestaltungen allein die Schuld der Unfreiheit trüge. Vielmehr muß zugleich darauf hingewirkt werden, daß das Verrottete und Veraltete in den Gemüthern sich auflöse, damit die Freiheit nicht nur errungen, sondern auch erhalten werde.

Ebenso verkehrt als jenes bloß auf Staatsformen u. dgl. gerichtete Streben wäre aber auch das, einseitig nur auf die Charaktere wirken zu wollen.

Es klingt fast wie Hohn, ein freies Menschenthum in unfreien Verhältnissen zu fordern.

Darum muß nach beiden vereint gewirkt werden, nach innerer Veredlung und entsprechender äußerer Freiheit. Menschenbildung und freies Bürgerleben sollen Hand in Hand gehen.

Warum sind so viele nach Freiheit strebende Männer aus dem Volke, alsbald nachdem sie zur Herrschaft gelangt waren, von ihren Anhängern angefeindet und verlästert worden? Es ist nicht immer Abfall von der früheren Richtung, sondern meist etwas Anderes. Jene Männer suchten vor Allem sich die Liebe und Gunst des Volkes zu erwerben, um jeden Preis; sie ignorirten die Vorurtheile, Mängel und Laster, ja sie schmeichelten ihnen oft, nur um mit allerlei Mächten eine Aenderung zu bewirken. Ist diese zu Stande gebracht, so muß die neue Ordnung der Dinge natürlich mit den alten ignorirten oder gehätschelten Fehlern in Widerspruch und Kampf gerathen; die alte Verehrung ist von beiden Seiten dahin. Man klagt hier über Tyrannei, dort über Unverstand; beides mit Recht.

Die Volksschriftsteller müssen dem Volke seine Mängel vorhalten und sie zu berichtigen suchen, andererseits das Bewußtsein seiner Würde und Kraft und der entsprechenden Lebensformen in ihm aufzubauen.

Wer wahrhaft gute Menschen bilden will, muß sie zu freien Menschen bilden.

Wie es Aufgabe der religiösen Bildung ist, die Selbstüberwindung und die daraus erstehende Wiedergeburt zu schaffen, so ist es Aufgabe der politischen Bildung im weitesten Sinne, das freie Selbstgefühl des Menschen in persönlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Hinsicht zu erwecken und zu festigen. Religiöse und politische Bildung widersprechen sich demnach nicht, sie sind vielmehr in dem geläuterten Individuum wiederum geeint.

Es gibt eine Richtung, die weiter nichts will als Selbstüberwindung ohne den Fortgang zu dem freien mit dem Gesetze eins gewordenen Individuum, und die demzufolge alles Selbstgefühl als sündhafte Ueberhebung und eitle Weltlust verdammt; dieser Richtung gegenüber steht die andere, die alle Selbstüberwindung für eitel Knechts-

sinn ansieht. Beide Richtungen sind Extreme, von denen die letztere das Menschengeschlecht in Subjektivitäten zerspaltet, die erstere die Menschheit als Ganzopfer einem abstrakten Gesetze darbringt.

Für die Volksschrift kommt hier nur noch in Betracht, daß sie stets zugleich positiv und negativ wirken muß, sowohl rücksichtlich des innern als des äußern Lebens.

Wie schwierig dies sich nach jeder Seite hin stellt, leuchtet von selbst ein.

Hegel stand hauptsächlich auf der einen, innerlich positiven Seite. Wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er that wozu Natur und Geschick ihn berufen hatte? Er ist ein Vertreter der Humanitätsrichtung, die noch vom vorigen Jahrhunderte herüber die allgemeine Menschenbildung, unbekümmert um die Kollisionen des Staatslebens und unbehindert von denselben, in's Werk zu setzen trachtete. Er führte diese mehr oder minder abstrakte Richtung dem unmittelbaren Leben näher und ward dadurch ein Vertreter des Patriarchalismus.

Sch weiß wohl, daß Manche, die mit Hegel

am runden Tische des Karlsruher Museums ge-
 fessen, die ihn allerlei Schwänke erzählen hörten
 oder gar manche mit ihm ausführten, darüber
 lächeln werden, wenn ich Hebel etwa als Patri-
 archen bezeichnen wollte; sie werden darüber lä-
 cheln, wie über so manchen in diesen Blättern un-
 ternommenen Versuch, den Charakter und die
 Wirksamkeit Hebels aus allgemeinen Ursprüngen
 abzuleiten und damit zu verknüpfen. Aber das
 Wesen eines Schriftstellers in seinen eigentlichen
 Grundzügen liegt in seinen Schriften vor. Es
 kann hier Beziehungen geben, die dem Manne
 selber nicht deutlich vor Augen standen, die aber
 ein späteres Geschlecht erkennt, nicht weil es
 höher steht, sondern weil es das spätere Ge-
 schlecht ist.

Hebel vertritt darin den Charakter des Pa-
 triarchalischen, daß sein vornehmstes Augenmerk
 auf die Ordnung des innern Menschen und des
 häuslichen Lebens gerichtet war. Die Aufgabe
 des Bürgerlebens stand ihm fremd, er hat es nie
 völlig ausgesprochen, aber es ist, als ob im Hin-
 tergrunde seiner Seele der Gedanke lebte: Seid

brav und fröhlich, und überlaßt alles Andere Gott und den vorgesetzten Behörden. Das läßt sich füglich als Patriarchalismus bezeichnen. Dazu kommt in Betracht, daß Hebel hauptsächlich lebte und schrieb unter der Regierung Karl Friedrich's, den man als den letzten Patriarchen bezeichnen kann. Die Nothwendigkeit, daß die Bürger selber durch Theilnahme am Staate für ihr Wohl sorgen, trat unter der Regierung jenes menschenfreundlichen Fürsten für Hebel nicht so scharf und bestimmt heraus. Zu diesen allgemeinen Erklärungsgründen kommt bei Hebel noch ein durchaus persönlicher, der mir von besonderer Bedeutung scheint. Wie in seinen Dichtungen aus dem Volke, so versetzte er sich auch in seinen Schriften für das Volk in seine eigene Jugendzeit zurück. Ich habe oben dargelegt, daß das Jugendleben eines Dorfkindes die wesentlichen Merkmale des Patriarchalischen trägt. Alles gestaltete sich daher für Hebel vornehmlich zu einem Haus- und Familienleben, in das die Bewegung des Gesammtlebens nur einzelne Klänge dringen läßt. Hätte Hebel als gereifter Mann später wieder

ganz und fortdauernd unter dem Volke gelebt, so hätte er nothwendig auch das Gemeinleben in sich verarbeiten und darstellen müssen. Die Verhandlungen in der Gemeindestube und was da von allgemeinen Interessen in dieses kleine Forum hereinragt, Alles dies hätte mindestens ebenso zur Aussprache kommen müssen, als was zu Hause am Herde laut wird.

Der Hausfreund wußte in der Familienstube, oder auch im Wirthshause beim Schoppen, manches gute Wort anzubringen und manchen Schwank zu erzählen; er will sich aber nicht recht dazu schicken, ein Führer und Wegweiser auf der offenen Heerstraße zu sein, ein Fahmenträger mitten unter den Kämpfern, oder ein Herold, der verkündet und erweckt, was man außer dem Hause zu erwarten und anzusprechen habe.

Mitten in der Kriegszeit wandelt der Hausfreund von Hütte zu Hütte, nöthigt mit heiterm Sinn ein Lächeln auf das verfürte, kummervolle Antlitz der Inwohner, heilt und tröstet und lenkt die Geister in sich zurück.

Wer möchte die Schönheit dieses Berufes

und seine treue Erfüllung verkennen? Müssen wir auch heute noch Weiteres erheischen, so darf sich das doch nicht zum Vorwurf für den Hausfreund gestalten.

Hebel hat sich auf einen ähnlichen Standpunkt gestellt oder sich auf demselben erhalten, wie sein größter Zeitgenosse: Göthe, er hatte das gleiche Bestreben, nur dem ewig Menschlichen in sich und anderen zu lauschen.

Wol müssen wir es noch heute beklagen, daß jener gewaltige wie dieser sinnig tiefschauende Geist darauf bedacht sein konnte, sich zu „salviren“; wenn aber einst der Kampf mehr ausgeglichen sein wird, wenn wir nicht mehr bloß um die Ehre und das Dasein der Nation und die nothwendigen Bedingungen der freien Entfaltung zu ringen haben, dann wird man die bescheidenen Gebilde Hebel's wie die großen, gewaltigen Göthe's ohne Rückhalt und störende Nebenbetrachtung frei genießen können.

Der Kampf, die Dyposition ist nicht Zweck, die Aufgabe der Presse z. B. hat, wenn die Schranken der Censur gefallen sind, noch kein

Ziel erreicht; es stellt sich dann erst die eigentliche heraus, den befreiten Menscheng Geist die Fülle des in ihm ruhenden Guten und Schönen inne werden zu lassen.

Jetzt, da wir noch inmitten der Arbeit des Kampfes stehen, mitten in den Staubwolken des hinwegzuräumenden Schuttes, können wir noch nicht harmlos die Festesfreuden des Geistes schaffen und entgegennehmen. Eine Weile können wir die Beengungen des Lebens vergessen oder hinwegdenken, dann aber bringt sie der Tag uns stets wieder nahe; nur eine Weile lassen wir uns das Spiel des Menschenlebens in heiterer Sorglosigkeit deuten und erklären.

Wol ist das Leben ein stetiger Kampf und es ist auch eine Freude, wenn wir alle Kraft sich darin spannen fühlen; es gibt Naturen, die sich in dieser unausgesetzten Spannung wohl fühlen; darf man aber Diejenigen der Mattherzigkeit ziehen, die sich nach Frieden sehnen, in dem die besten Kräfte nicht mehr zur Gegenwehr und Vernichtung, sondern zu freien Schöpfungen aufgebraucht werden?

Hebel war eine friedfertige, zum Frieden ge-
borne Natur, er erhielt sich zeitlebens jene Stim-
mung, die des Kampfes vergessend oder nicht inne-
geworden, dem Wechsel des Daseins mit Lächeln
und milder Weisheit zuschaut.

Fühlen wir darum auch nicht den großen
Pulsschlag der Zeit in den Schöpfungen Hebel's,
so können wir uns doch an der menschenfreundli-
chen Regung erfreuen, die sie durchzieht und
solche selbst da erkennen, wo sie — wie bei An-
dreas Hofer — ungerecht gegen einen mächtigen
und großen Zug des Lebens wird.